Heidi Hahn | Beate Laudenberg |
Heidi Rösch (Hrsg.)

»Wörter raus!?«

Zur Debatte um eine diskriminierungsfreie Sprache im Kinderbuch

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Hahn, Laudenberg, Rösch (Hrsg.), „Wörter raus!?“, ISBN 978-3-7799-2982-6
© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel
http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2982-6

Leseprobe aus: Hahn, Laudenberg, Rösch (Hrsg.), „Wörter raus!?“, ISBN 978-3-7799-2982-6
© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

Heidi Hahn, Beate Laudenberg, Heidi Rösch

Einführung

Zu Beginn des Jahres 2013 löste die Ankündigung des Verlegers Klaus Willberg, herabwürdigende Begriffe wie „Neger“ in Kinderbuch-Klassikern von Otfried Preußler durch wertneutrale Begriffe zu ersetzen, eine heftige Debatte in der deutschen Medienlandschaft aus. Während es Willberg darum ging, (einige wenige) veraltete und politisch nicht mehr korrekte Begriffe zu entfernen, um eine behutsame Modernisierung zu erreichen und so auch den Erwartungen der multiethnischen Gesellschaft an ästhetische Erziehung gerecht zu werden, sprachen die KritikerInnen der Veränderung von „Tugendterror der Political Correctness“, von „Orwellschem Neusprech“, von einem „Vergehen an der Freiheit der Kunst“ und plädierten für Werktreue.

Redaktionelle Veränderungen vor allem von sogenannten Kinderbuchklassikern sind kein Novum, kritische Reaktionen zu diskriminierenden Darstellungen gibt es bereits seit den 1960er Jahren. Doch seit 2009 geht „[n]ach jahrzehntelanger Diskussion […] eine Welle durch die Kinder- und Jugendbuchverlage, diskriminierende oder rassistische Bezeichnungen zu tilgen oder umzutexten“ (Bochmann/Staufer 2013, S. 3).[1] Die Heftigkeit, mit der die Debatte 2013 über einige Zeit geführt wurde, deutet darauf hin, dass es um mehr ging als um Kunst und Literatur. Verhandelt wurden gleichzeitig die Problematik des alltäglichen Rassismus in unserer Gesellschaft und dessen sprachliche Manifestation.

Auch wenn die Debatte im Laufe des Jahres 2013 abflaute, wird sie bis dato nicht nur im Zuge der Verschärfung einiger von der Europäischen Union initiierten Antidiskriminierungs-Richtlinien (z. B. des Verbots von *racial profiling*) immer wieder einmal aufgegriffen, zuletzt in der April-Ausgabe 2014 des „KulturSpiegels“ mit einem provokanten Titelbild, das

1 Da Bochmann/Staufer nicht nur die Veränderungen historisch belegen, sondern auch den Verlauf der jüngsten Kinderbuchdebatte nachzeichnen und zudem die „Zeit“ für deren Berücksichtigung in der Schule viele Beiträge in ihrem Internet-Angebot versammelt (www.zeit.de/schulangebote), kann hier darauf verzichten werden.

Leseprobe aus: Hahn, Laudenberg, Rösch (Hrsg.), „Wörter raus!?“, ISBN 978-3-7799-2982-6
© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

auf rotem Grund einen Schaumkuss mit einer konturlosen Sprechblase „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen!“ zeigt (KulturSpiegel 2014, o.S.). Die Antworten von zehn Kulturschaffenden auf die „KulturSpiegel“-Titelfrage „Wie rassistisch ist der deutsche Kulturbetrieb?“ werden von fünf Frauenporträts [sic!] flankiert, die der Künstler Sven Wied durch eine Mischung verschiedener Fotos am Computer erstellte. Diese „Décalage“ führt die höchst fragwürdigen Zuweisungen nationaler Identitäten aufgrund der äußeren Erscheinung eindrucksvoll vor Augen.

Für den Bereich Bildung, Erziehung und Unterricht ergeben sich aus der öffentlichen Debatte komplexe Fragestellungen: Wie erleben kindliche RezipientInnen das Vorkommen von altertümlichen und ehemals harmlosen, heute aber bewusst herabwürdigenden Wörtern in kinderliterarischen Werken? Wie wirkt sich ein verdeckt diskriminierendes Potential von Wörtern auf die literarische Rezeption und die kindliche Persönlichkeitsentwicklung aus? Inwiefern wird auf diese Weise rassistischen Haltungen Vorschub geleistet? Es ist aber auch zu fragen, inwiefern Kinderliteratur verstörend und anarchisch sein darf und inwieweit es kindlichen LeserInnen zugemutet werden kann, sich mit der historischen Dimension von Literatur auseinanderzusetzen und Unterscheidungen vorzunehmen zwischen vergangenem und heutigem Sprachgebrauch.

Um die Kinderbuchdebatte aufzugreifen und die unterschiedlichen Positionen und Perspektiven zu schärfen, fand im November 2013 an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe die Tagung „Wörter raus!?“ statt. Eingeladen waren freie AutorInnen sowie ExpertInnen aus den Bereichen Verlag, Übersetzungswesen, Sprach- und Literaturwissenschaft, Literaturdidaktik und Publizistik.

Es ging um die in der Rassismusdebatte als N-Wort, Z-Wort usw. bezeichneten Begriffe, deren Verwendung mit einer rassistischen Haltung gleichgesetzt wird. Doch es gibt auch Werke, die keine rassistischen Wörter verwenden und dennoch rassistische Argumentationsmuster transportieren. Und es gibt Texte, die rassistische Begriffe verwenden oder rassistische Verhaltens- und Denkweisen darstellen, ohne rassistisch zu sein.

Die Analyse zu Michael Endes Jim Knopf-Romanen (Rösch 2000) zeigt, dass dieses Kinderbuch den Rassismus gegenüber Schwarzen, aber auch gegenüber Chinesen Mitte des letzten Jahrhunderts aufgreift, um ihn zu dekonstruieren und ihn damit einem gesellschaftlichen Diskurs zuzuführen. Es gab eine Zeit, in der China und die Chinesen im Originaltext zu Mandala verfremdet wurden, um den vermeintlich rassistischen Bezug zu einer realen Nation zu umgehen. Dies wurde zurecht wieder aufgegeben, denn das Werk diskriminiert nicht die Chinesen, sondern ihre Verunglimpfung als „gelbe Gefahr“, die in der Zeit des kalten Krieges weit verbreitet war. Heidi Rösch hat diese Kinderromane in China mit Studierenden behandelt, um zu

Leseprobe aus: Hahn, Laudenberg, Rösch (Hrsg.), „Wörter raus!?“, ISBN 978-3-7799-2982-6
© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

prüfen, ob es auch mit ChinesInnen, die sich erwartungsgemäß von der Darstellung der geschäftigen Massen, dem Betonen äußerlicher Merkmale, dem Hinweis auf „Haarzähler“ und „Ohrenputzer“ sowie Namen wie „Ping Pong“ durchaus negativ angesprochen fühlten, möglich ist, den rassismuskritischen Gehalt zu erkennen und anzuerkennen. Es war möglich – denn diese Stereotype werden im Laufe der Handlung durch die Individualisierung chinesischer Figuren sowie die multiperspektivische Ausdifferenzierung der chinesischen Gesellschaft, den Vergleich statusgleicher Figuren (z. B. des Lummerländischen „Königs Alfons der Viertel-vor-Zwölfte“ und des „Kaisers von China“) entkräftet.

Das zu erkennen setzt eine literarische Rezeption und die Bereitschaft voraus, offen und direkt über Rassismus zu sprechen und dieses Thema nicht zu tabuisieren. Deshalb wurde in der Podiumsdiskussion, den Vorträgen und den anschließenden Aussprachen eng an und mit literarischen Werken argumentiert. Als Fazit der Tagung lässt sich festhalten: Das Ausrufezeichen bei „Wörter raus!?“ wurde deutlich abgeschwächt, doch das Fragezeichen bleibt erhalten. Zu verzeichnen sind grob drei Positionen:

- Wörter raus!
  Denn diskriminierende Wörter beleidigen Menschen, und die Texte verändern sich durch eine Modernisierung nur geringfügig. Kunst ist nicht nur autonom, sondern immer auch heteronom und abhängig von Gesellschaft, Machtdiskursen etc. Die Eliminierung dieser Wörter sichert daher den Klassikerstatus der Werke. Zudem werden aggressive Sprechakte oft nicht gebrochen und den Beleidigten keine Handlungsperspektiven eröffnet. Deshalb sollten Werke nicht Hassrede praktizieren oder kritisieren, sondern eine diskriminierungsfreie Gegensprache erschaffen.
- Wörter nicht raus!
  Die Texte sollen in ihrer historischen Dimension erhalten und das Original bzw. das Autorenvotum respektiert werden. Die Entfernung beleidigender Wörter vermag Stereotype und Diskriminierung nicht zu verhindern; dafür braucht es Literatur, die Gegenkonzepte schafft. Zielführender ist es zudem, die enthaltene Diskriminierung aufzugreifen und die Literatur nicht aus ihrer Verantwortung für rassistische Argumentationsmuster zu entlassen. Statt Wörter zu ersetzen, sollten rassistische Denkmuster überwunden bzw. postkoloniale Diskurse in und mit Literatur geführt werden. Denn auch vermeintlich schlimme Wörter transportieren kulturelle Dimensionen, die in Übersetzungen bzw. der Adaption von Werken in einen anderen Sprach- und Kulturraum wie eine Zensur des Originaltexts wirken können.

Leseprobe aus: Hahn, Laudenberg, Rösch (Hrsg.), „Wörter raus!?“, ISBN 978-3-7799-2982-6
© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

- Nicht Wörter raus, sondern Kommentare rein!
  Um die historische Integrität des Werks zu wahren und die Gefahr, dass sich Menschen von diesen Wörtern beleidigt fühlen, ‚abzufedern‘, sollte deren historisch bedingte Verwendung paratextuell kommentiert werden.

Die hier versammelten Beiträge spiegeln diese Kontroverse anhand zahlreicher Beispiele wider, liefern aber auch weitergehende Überlegungen und zeigen, wie komplex und vielfältig die Diskurse sind.

Dem Auftakt der Tagung entsprechend, beginnt auch der vorliegende Sammelband mit dem Beitrag von **Bettina Kümmerling-Meibauer und Jörg Meibauer**, da er sowohl aus literaturwissenschaftlicher als auch aus sprachwissenschaftlicher Perspektive die Kinderbuchdebatte kontextualisiert. Kümmerling-Meibauer und Meibauer stellen zunächst dar, inwiefern die Debatte durch Normenkonflikte bestimmt wird: Bei der Gegenüberstellung des Rechts auf freie Meinungsäußerung und des Verbots von Diskriminierung, des Rechts auf den Originaltext und des Wunsches nach einer zeitgemäßen Adaption sowie des Rechts auf schlimme Wörter und des Wunsches nach einem pädagogischen Schutzraum werden auch politische, sprachhistorische und spracherwerbsbezogene Aspekte berücksichtigt. Angesichts des poetischen Mittels der Figurencharakterisierung durch schlimme Wörter plädieren sie für die Verwendung von Fußnoten, um auf die dargestellten Normenkonflikte aufmerksam zu machen.

M. Moustapha Diallo konzentriert sich auf das sog. N-Wort als Beispiel sprachlicher Gewalt, die nur durch eine kritische Reflexion zu überwinden sei. Dass es der in den Medien geführten Debatte daran mangelt, zeigt Diallo insbesondere an dem „Zeit“-Artikel Ulrich Greiners auf, indem er drei Stufen einer Abwehrstrategie ausmacht, die von der Infragestellung über die Negligierung des Problems bis hin zu dessen Verschleierung reicht. Diallo wirft Greiner stellvertretend für die GegnerInnen einer ‚Erneuerung‘ vor, keinen Perspektivenwechsel vorzunehmen bzw. die Perspektive der Betroffenen auszublenden.

In der Überzeugung, dass mit der Tilgung einzelner Wörter Rassismus nicht überwunden werden kann, plädiert **Heidi Rösch** für eine (schulische) Auseinandersetzung mit Rassismus und legt literaturdidaktische Überlegungen zum Umgang mit rassistischen, rassismuskritischen und post-rassistischen Erzählweisen in der Kinder- und Jugendliteratur am Beispiel preisgekrönter Jugendromane vor. Rassistische Argumentationsmuster weist Rösch in Wolfgang Herrndorfs Bestseller „Tschick“ nach, während sie in Dolf Verroens aus dem Niederländischen übersetzten Roman „Wie schön weiß bin ich“ ausführlich die rassismuskritische Erzählweise entfaltet. In ihrem Ausblick auf post-rassistisches Erzählen zeigt sich, dass vor allem

Leseprobe aus: Hahn, Laudenberg, Rösch (Hrsg.), „Wörter raus!?“, ISBN 978-3-7799-2982-6
© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

AutorInnen mit Migrationshintergrund, wie zum Beispiel Zoran Drvenkar, sich einer solchen Erzählweise bedienen.

Tatjana Jesch führt die Diskussion um die Adaption von Originaltexten oder Übersetzungen im Kontext der Kinderbuchdebatte auf die Autonomieästhetik zurück und entfaltet die in der Aufklärung herausgebildete Vorstellung vom autonomen Kunstwerk insbesondere an Kants „Kritik der Urteilskraft“ (1790): Während die BefürworterInnen solcher Adaptionen der Illusion einer interessefreien Kunstfürsorge erlägen, folgten die GegnerInnen einem ethischen Freiheitsimpuls, um durch Modernisierung sprachliche Diskriminierung zu lindern und den Klassiker-Status der Werke zu wahren. In der Auseinandersetzung mit der von Heidi Rösch (2000) diskutierten Rezeption und Didaktik zu „Jim Knopf“ beschreibt Jesch die Eingriffe in Kinderliteratur als emanzipatorischen Akt.

Ausgehend von dem Schlager „Ja bei den Hottentotten“ aus den 1920er Jahren stellt **Roger Meyer** Afrikabilder in Kinder- und Jugendmedien dar und arbeitet deren Bedeutung für die aktuelle Kinderbuchdebatte heraus. In seinen bis zu 200 Jahre zurückreichenden Beispielen sieht er das europäisch-afrikanische ‚Herrscher-Knecht-Verhältnis‘ gespiegelt. Mangels deutschsprachiger (Kinder-)Literatur von AutorInnen aus den ehemaligen deutschen Kolonien zeigt Meyer an Gina Mayers historischem Jugendroman „Die Wildnis in mir“ auf, dass auch Texte der Gegenwart – trotz paratextueller Erklärungen seitens der Autorin zu diskriminierenden Wörtern – überholte ideologische Muster und gängige ‚Exotik-Schablonen‘ transportieren.

Heidi Hahn wendet sich in ihrem Beitrag der US-amerikanischen Jugendliteratur der frühen achtziger Jahre zu und zeigt am Beispiel des Jugendromans „Der Tag, als sie das Buch verhaften wollten“ von Nat Hentoff (1982), wie einmal mehr in seiner Rezeptionsgeschichte Mark Twains „Huckleberry Finn“ unter Rassismus-Verdacht gerät und die amerikanische Schulöffentlichkeit spaltet. Die Kontroverse um das strittige Buch selbst wird hier zum Gegenstand von Literatur. Hahn verdeutlicht, wie der Autor Hentoff im Konflikt um die verfassungsmäßig garantierten Freiheitsrechte die demokratisch etablierten Kontrollinstanzen auf den Prüfstand stellt und das Prinzip von Dialog und Debatte als ästhetische Darstellungsstrategie nutzt.

Nora Sties untersucht Beleidigungen in problemorientiert-realistischen Bilderbüchern einerseits als einen relevanten Input für den Spracherwerb, andererseits als Quelle zur Konzeptualisierung von Diskriminierungsmustern und Vorurteilen. Zwar ist die Zahl aggressiver Sprechakte in dem Gesamtkorpus von 80 Bilderbüchern gering, doch wo sie auftreten, geschieht weder eine Sanktionierung der diskriminierenden noch eine Wiederherstellung des Selbstbildes der beleidigten Figur. Aus ihrer Analyse exemplari-

Leseprobe aus: Hahn, Laudenberg, Rösch (Hrsg.), „Wörter raus!?“, ISBN 978-3-7799-2982-6
© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

scher Beispiele schlussfolgert Sties, dass eine Tabuisierung bzw. Eliminierung von Beleidigungen einen adäquat kritischen Umgang mit sprachlichen Stereotypen und Vorurteilen verhindert.

Aus einem übersetzungswissenschaftlichen Blickwinkel zeigt **Svenja Blume** das Dilemma auf, die Balance zu finden zwischen einem kindgerechten Maß an fremdartiger Begrifflichkeit und inhaltlich-thematischer Zumutbarkeit. Die von ihr miteinander verglichenen Beispiele aus drei schwedischen Kinderbuchklassikern und deren Übersetzungen ins Deutsche („Pippi Langstumpf“, „Hänschen im Blaubeerwald“, „Mama Muh“) geben neben der Bandbreite an Eingriffen auch pointiert die unterschiedlichen Kindheits- und Erziehungsauffassungen der schwedischen und der deutschen Gesellschaft zu erkennen. Darüber hinaus weist Blume auf die Gefahr hin, dass bei übersetzungsbedingten Adaptionen das interkulturelle bzw. das Differenzierungspotenzial des Ausgangstextes verloren gehen kann.

Ausgehend von Yoko Tawadas kritisch-ironischem Essay „Sprachpolizei und Spielpolyglotte“ zeigt **Beate Laudenberg**, wie MuttersprachlerInnen zuweilen die Literatur von Nicht-MuttersprachlerInnen bereinigen und ihnen damit das Kreative nehmen und das Recht auf Sprachschöpfungen absprechen. Gleichermaßen kritisch betrachtet sie vermeintlich politisch korrekten Sprachgebrauch, der eben nicht zwangsläufig dazu führt, dass keine Menschen bzw. Gruppen diskriminiert werden. Sie legt im Rückgriff auf das Bilderbuch „Wie ich Papa die Angst vor Fremden nahm“ von Rafik Schami und Ole Könnecke dar, dass es in einer diskriminierungsfreien Kinderliteratur nicht nur um die (Nicht-)Verwendung bestimmter Wörter und Stereotypen geht, sondern darum, diese aufzubrechen und Alternativen zu entwerfen. Damit plädiert sie einerseits für die Autonomie der Literatur und andererseits für die Autonomie der LeserInnen.

Entsprechend der Fragestellung im Titel seines Beitrags begründet **Uwe-Michael Gutzschhahn** unter anderem mit Sprüchen aus dem Volksmund, dass Kinder nicht nur, weil sie nicht dumm sind, nicht vor bösen Wörtern geschützt werden müssen bzw. können. Wie sehr die in der Kinderbuchdebatte fokussierten Wörter kontextgebunden sind, zeigt Gutzschhahn am Beispiel von Twains „Huckleberry Finns Abenteuer“ auf und spricht sich angesichts der wohlmeinenden, positivistisch orientierten Phantasie von Kindern nicht nur gegen einen Austausch von Wörtern aus, sondern appelliert auch an vorlesende Erwachsene, die Wörter nicht zu verändern oder voreilig zu erklären.

Neben den persönlichen Erfahrungen des Verlegers und Autors **Hermann Schulz** kann mit **Irena Brežná**s autobiographisch gefärbtem „Brief an meinen schwarzen Sohn“ ein literarisches Beispiel präsentiert werden, das Rassismus zunächst aus der Sicht einer hellhäutigen Schwangeren thematisiert, die sich nicht erst nach der Geburt ihres mit einem dunkelhäuti-

Leseprobe aus: Hahn, Laudenberg, Rösch (Hrsg.), „Wörter raus!?“, ISBN 978-3-7799-2982-6
© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

gen Afrikaner gezeugten Sohnes zahlreichen Diskriminierungen ausgesetzt sieht. Der 1991 in Brežnás Sammlung von Erzählungen und Reportagen erschienene Brief ist ein Beispiel für „Literatur der Betroffenheit“ (Biondi/Schami 1981).[2] Dass die mal mehr, mal weniger offen vorgetragenen Vorbehalte gegenüber einer solchen ‚Rassenvermischung‘ nicht nur von Schweizer Mitmenschen, sondern auch von den Verwandten der Einwanderin aus der Slowakei geäußert werden, lässt je nach Themenbereich variierende Mehr- und Minderheitenverteilung erahnen. Sehr eindringlich schildert Brežná Erfahrungen, deren literarische Verarbeitung in der Regel eher die Generation der Kinder übernimmt: So beschreibt beispielsweise Ika Hügel-Marshall, wie ihre Erzieherinnen in der Nachkriegszeit auf ihre Mutter schimpften: „Wie kann man nur solche Kinder in die Welt setzen, die es dann ihr ganzes Leben so schwer haben?“ (Hügel-Marshall 1998, 31).[3] In der Hoffnung, dass solche, ohne ein ‚schlimmes Wort‘ auskommende *hate speech* sowie Diskriminierungen jeder Art infolge einer angemessenen Erziehung und Bildung für zukünftige Generationen obsolet werden, geben wir die vielfältigen Beiträge in die Hand der Leserinnen und Leser.

Literatur

Biondi, F./Schami, R. (1981): Literatur der Betroffenheit. Bemerkungen zur Gastarbeiterliteratur. In: Schaffernicht, C. (Hrsg.) (1981): Zu Hause in der Fremde. Fischerhude: Atelier im Bauernhaus, S. 124–136.

Bochmann, C./Staufer, W. (2013): Vom Negerkönig zum Südseekönig zum …? – Politische Korrektheit in Kinderbüchern. Das Spannungsfeld zwischen diskriminierungsfreier Sprache und Werktreue und die Bedeutung des Jugendschutzes. In: BPIM–Aktuell 2/2013, S. 3–17. (online: http://www.bundespruefstelle.de/RedaktionBMFSFJ/RedaktionBPjM/PDFs/BPJMAktuell/bpjm-aktuell-201302-vom-negerkoenig-zum-suedseekoenig,property=pdf,bereich=bpjm,sprache=de,rwb=true.pdf).

Hügel-Marshall, I. (1998): Daheim unterwegs. Ein deutsches Leben. Berlin: Orlanda.

KulturSpiegel (2014): Wie rassistisch ist der deutsche Kulturbetrieb? H.4. (online: http://www.spiegel.de/spiegel/kulturspiegel/index-2014-4.html).

Rösch, H. (2000): Jim Knopf ist ~~nicht~~ schwarz. Anti-/Rassismus in der Kinder- und Jugendliteratur und ihrer Didaktik. Baltmannsweiler: Schneider.

Schwab, W. (2014): Nichts war normal. Kindheit in Nazi-Deutschland. In: sonntaz, 19.-21.4. 2014, S. 28.

2 Vgl. die in den Beiträgen von Diallo und von Laudenberg zitierten Gedichte der ghanisch-deutschen Autorin May Ayim.

3 Marie Nejar, alias Leila Negra, begründete jüngst in einem Bericht der „sonntaz“ ihre Kinderlosigkeit folgendermaßen: „Sie wären ja dunkel gewesen. Das wollte sie ihnen nicht zumuten“ (Schwab 2014, S. 28).